

Paul Maar

Bielefelder Poet in Residence 2015
Paderborner Kinderliteraturtage 2016

Kinder- und Jugendliteratur aktuell

herausgegeben von Petra Josting, Iris Kruse,
Mareile Oetken, Karin Vach und Gina Weinkauff

Band 6

Petra Josting / Iris Kruse (Hgg.)

Paul Maar

Bielefelder Poet in Residence 2015
Paderborner Kinderliteraturtage 2016

kopaed (muenchen)
www.kopaed.de

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Titelbild: Jörg Schwalfenberg

© kopaed 2016
Arnulfstraße 205
80634 München
fon: 089.68890098
fax: 089.6891912
email: info@kopaed.de
www.kopaed.de

Druck: docupoint, Barleben

ISBN 978-3-86736-355-6

Zum Konzept der Reihe *Kinder- und Jugendliteratur aktuell*

Für die Entwicklung der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur waren die thematischen Tabubrüche und formalen Entgrenzungen der 1970er-Jahre prägend. Nach wie vor sind es die Vertreterinnen und Vertreter der damaligen AutorInnengeneration, die eine herausragende Stellung innerhalb der gegenwärtigen Kinder- und Jugendliteratur einnehmen und mit ihren Titeln die Lektüre- und Empfehlungslisten für den Literaturunterricht füllen. In den nachfolgenden AutorInnengenerationen sind wirklich große Namen wesentlich seltener. Innerhalb der Fachöffentlichkeit erwächst aus dieser Situation ein großes Interesse an Verständigung über zukunftssträchtige aktuelle Entwicklungen und deren VertreterInnen und mithin über das Verhältnis von Tradition und Innovation in der Kinder- und Jugendliteratur.

Zu dieser Verständigung möchte die Reihe *Kinder- und Jugendliteratur aktuell* beitragen. Vorgestellt werden AutorInnen, IllustratorInnen, ÜbersetzerInnen und andere VertreterInnen des kinder- und jugendliterarischen Handlungssystems, deren Wirken der Entwicklung der Kinder- und Jugendliteratur bereits wichtige Impulse vermittelt hat oder deren Werk ein besonderes literarisches Innovationspotenzial besitzt. Daraus ergibt sich auch eine besondere Relevanz der in der Reihe thematisierten Werke für den Deutschunterricht. Es ist ein besonderes Anliegen der Reihe, eine enge Verbindung zwischen dem literaturwissenschaftlichen, kunstwissenschaftlichen und didaktik-

wissenschaftlichen Diskurs zu stiften und somit zum Gelingen der Kinder- und Jugendliteraturvermittlung beizutragen.

Die Bände der Reihe enthalten wissenschaftliche und essayistische Beiträge zum Gesamtwerk, eine Bibliografie und die schriftliche Fassung eines Interviews mit der oder dem jeweils Porträtierten. Ausgangspunkt der Bände sind persönliche Begegnungen mit den jeweiligen Autorinnen und Autoren im Rahmen des *Bielefelder Poet in Residence*, der *Heidelberger Kinderliteraturgespräche*, der *Oldenburger Poetikvorlesungen* oder der *Paderborner Kinderliteraturtage*. Dieser Erfahrungshintergrund prägt das Profil der Publikationen und macht sie zu einer werkorientierten Basisbibliothek für alle, die an einem anspruchsvollen Diskurs um und an einer erfolgreichen Vermittlung von Kinder- und Jugendliteratur interessiert sind.

Die Herausgeberinnen

Petra Josting, Iris Kruse, Mareile Oetken,
Karin Vach und Gina Weinkauff

Inhaltsverzeichnis

- 11 Vorwort
- Bernd Maubach*
- 15** **Ich habe das Kind in mir gut bewahrt**
Paderborner Autorengespräch
mit Paul Maar
- Margarete Hopp*
- 37** **Paul Maar – der Autor und sein Werk**
- Franz-Josef Payrhuber*
- 79** **Der Theaterautor Paul Maar**
- Gudrun Schulz*
- 103** **Gedichte im Schaffen von Paul Maar**
Jaguar, Neinguar und vieles mehr
- Benjamin Uhl*
- 121** **Paul Maar und der Donau-
dampfschiffahrtsgesellschaftskapitän**
Sprachspiele auf Wortebene in Lyrik und
Prosa bei Paul Maar
- Mareile Oetken*
- 135** **„Am Anfang steht fast immer das
Bild ...“**
Der Zeichner und Illustrator Paul Maar

- Christoph Jantzen*
147 Zehn kleine Bären, Lisa, Paula und Greta
Reisen in Bilderbüchern von Paul Maar
- Anna-Lena Föste*
161 Genussvoll Lesen lernen mit Paul Maar
- Marc Kudlowski*
173 Zwischen Populär- und Hochkultur
Paul Maars Kinderromane im Medienverbund
- Agnes Blümer*
193 Paul Maar übersetzt
- Jochen Heins*
**205 „Fällt mir mal keine Geschichte ein,
brauche ich mich nur in meine
Vergangenheit zu versetzen und
Erinnerungen in mir aufsteigen zu lassen“**
Realistisches und Zeitgeschichtliches im
Werk von Paul Maar
- Bettina Wild*
**223 Der Zauber von 1001 Nacht und die
Faszination norwegischer Trollwelten**
Zeitlosigkeit und Aktualität – Traumwelt
und Wirklichkeit in Lippels Träumen
- Ricarda Freudenberg*
239 (Ver-)Wandlung und Rollenwechsel
Ein Motivstrang im Werk Paul Maars
- Gudrun Schulz*
253 Das Motiv des fremden Kindes
oder Wie das Sams auf Entfremdung
reagiert

- 263 *Lars Glindkamp*
**Familienbilder in ausgewählten
Prosatexten von Paul Maar**
- 277 *Bernd Maubach*
Komik und Autoritäten
Über Lachen und Strafen im Werk von
Paul Maar
- 293 *Sebastian Schmideler*
Von Affe bis Zebra
Das ABC der Tiere im Werk von Paul Maar
- 311 *Iris Kruse*
**Gut vorbereitet in eine Autoren-
begegnung**
Kinder aus Paderborner Grundschulklassen
befragen Paul Maar
- 323 *Kristina Meintrup*
**Autor kann nur werden, wer
leidenschaftlicher Leser war**
Eine Studentin interviewt den Bielefelder
Poet Paul Maar
- 327 Paul Maar mit Schülerinnen und Schülern
- 330 Paul Maar mit Studierenden
- 333 **Verzeichnis der Autorinnen
und Autoren**

Der vorliegende Band über Paul Maar ist der erste Kooperationsband der Reihe *Kinder- und Jugendliteratur aktuell*. Paul Maar war im November 2015 als *Bielefelder Poet in Residence* zunächst vier Tage lang Gast der Universität Bielefeld. Im Mai 2016 war er Autor der ersten *Paderborner Kinderliteraturtage* und in diesem Rahmen für zwei Tage zu Gast an der Universität Paderborn. In zum Teil öffentlichen Lesungen, Seminaren und Autorengesprächen erfuhren Studierende, Schulkinder und Gäste viel über Paul Maar und sein umfangliches Werk - über das Sams und den Galimat, über die nie versiegende Freude des Autors am Reimen und Spielen mit Sprache, über seinen Arbeitsalltag, über Routinen, Inspirationen und Wirkungsabsichten, über die Lust am Illustrieren und die Herausforderungen der Multimedialität für die Kinderliteratur.

Paul Maar wird im Dezember des nächsten Jahres achtzig Jahre alt. Mit dem Schreiben begonnen hat er als achtundzwanzigjähriger Kunststudent. Sein erstes Kinderbuch *Der tätowierte Hund* entstand 1967. Auf die Frage danach, wie viele Bücher er noch schreiben möchte, antwortet er einer Zweitklässlerin in Paderborn: „So viele, wie mir noch Jahre bleiben. Ich schreibe etwa ein Buch pro Jahr.“ Ein Blick auf die umfangliche Werkliste Paul Maars offenbart schnell, dass diese quantitative Regel für sein Schaffen wahrlich nicht immer galt und vermutlich auch gegenwärtig nicht wirklich gilt. Um ein Vielfaches mehr als fünfzig Titel treten uns hieraus entgegen. Sie repräsentieren ein Werk, das

viel für die Kinderliteratur geleistet hat und leistet. Auf seine Erzählung *Der tätowierte Hund* folgen geradezu hochfrequent weitere Prosatexte. Kinderromane ebenso wie kürzere Erzählungen. Auch Texte für das erste Lesealter sind seit *Die vergessene Tür* (1982) immer mit dabei. Und Maars populärste Figur, das *Sams*, ist seit ihrem ersten Erscheinen 1973 aus dem Kosmos der deutschsprachigen Kinderliteratur längst nicht mehr wegzudenken. Mit unbändiger Lust an Sprachspielen und Reimen treibt das *Sams* seither Herrn Taschenbier, dessen Freunde und Familienmitglieder durch verwirrend komische Situationen und fantastische Abenteuer. Der Fabulierlust Paul Maars steht die Lust am Reimen, am Verseerfinden und am Spielen mit Sprache fest zur Seite. Dies macht zum einen neben dem *Sams* noch viele weitere Figuren Maars zu Verseerfindern und füllt darüber hinaus zahlreiche Lyrikbände. Hier bringen bereits die vom für Maar typischen Sprachwitz geprägten Titel Leserinnen und Leser zum Schmunzeln. Zu denken ist beispielsweise an die beiden jüngsten Bände *Jaguar und Neinguar* (2007) sowie *Kakadu und Kukuda* (2016). Dass sprachspielerische Witzigkeit auch seinen Bühnenfiguren zu eigen ist, trägt gewiss zu nicht unerheblichen Anteilen zum großen Erfolg seiner Theaterstücke bei. Aber nicht nur fantastisch-komische Stücke gehören zu den mehr als dreißig Bühnenwerken Paul Maars. Auch Realistisches wie beispielsweise das mit seiner Frau Nele Maar verfasste Kindertheaterstück *Papa wohnt jetzt in der Heinrichstraße* (1992) ist hier zu finden. Nicht selten sind es Buchvorlagen aus der eigenen Feder – beim eben benannten Titel ein Bilderbuch –, die Maar zur theatralischen Umsetzung herausfordern. Und noch weitere Formen medialer Ausdrucksweisen werden von ihm hochanspruchsvoll bedient: Zu vielen seiner Kinderbücher schrieb er selbst Hörspielbearbeitungen und Drehbücher für Kinofilme.

Warum es trotz des großen Erfolges der drei Sams-Kinofilme dennoch kein Sams-Karnevalskostüm oder anderes Merchandising gibt, kann im von Bernd Maubach geführten „Paderborner Autorengespräch“ nachgelesen werden, das diesen Sammelband eröffnet. Einen aktuellen Werküberblick hat Margarete Hopp erstellt. Die weiteren Beiträge widmen sich der Breite des schriftstellerischen Schaffens von Paul Maar und einer Auswahl der innerhalb seines umfänglichen Werks besonders augenfällig werdenden literaturwissenschaftlichen Phänomene und literaturdidaktischen Implikationen. Thematisiert werden: die Theaterstücke (Franz-Josef Payrhuber), die Lyrik und das Sprachspiel (Gudrun Schulz und Benjamin Uhl), die Bilderbücher und die Illustrationen (Christoph Jantzen und Mareile Oetken), die Erstlesebücher (Anna Föste), die Medienverbünde (Marc Kudlowski), die Übersetzungen (Agnes Blümer), die realistischen Romane (Jochen Heins), die fantastischen Traumwelten (Bettina Wild), die herausragenden Motive (Ricarda Freudenberg, Gudrun Schulz und Lars Glindkamp), die narrativen Strategien des Komischen (Bernd Maubach) und das Figurenarsenal der Mensch-Tier-Fantasiewesen (Sebastian Schmideler). Eindrücke von den jeweiligen Veranstaltungsformaten in Bielefeld und Paderborn liefern die dokumentierten Interviews (Bernd Maubach und Kristina Meintrup), die Beschreibung eines Paderborner Unterrichtsprojekts zur Vorbereitung auf die Autorenbegegnung (Iris Kruse) sowie die am Ende des Buches abgedruckten Fotos, die Kristina Meintrup in Bielefeld gemacht hat. Allen Mitwirkenden sei sehr herzlich gedankt!

Petra Josting und Iris Kruse,
Bielefeld und Paderborn im Oktober 2016

Ich habe das Kind in mir gut bewahrt

Paderborner Autorengespräch mit Paul Maar

von Bernd Maubach

Den Abschluss der Paderborner Kinderliteraturtage 2016 bildete am 1. Juni ein Gespräch mit Paul Maar, das vor einem studentischen Publikum stattfand. Für etwa eineinhalb Stunden hatte Bernd Maubach Gelegenheit, den Autor zu seinem Werk, zu wichtigen biografischen Stationen und dem Schreiben für Kinder zu befragen. Dabei gab Paul Maar preis, warum es keine Faschingskostüme vom Sams gibt, was sich an seiner jungen Leserschaft im Laufe der Zeit verändert hat, wieso er Fantasy-Literatur ablehnt und warum der Galimat nicht reimen durfte.

Herr Maar, Sie haben mittlerweile über 50 Bücher geschrieben und dabei viele Figuren erschaffen, die in die Kinderkultur Eingang gefunden haben, z. B. Lippel, Herr Bello, das kleine Känguru, der tätovierte Hund, der Buchstaben-Fresser und viele mehr, bis hin zum Galimat. Es gibt aber eine Figur, die gewissermaßen zur Überfigur geworden ist.

Maar So ist es.

Können Sie sich noch erinnern, wann Sie zum ersten Mal den Verdacht hatten, dass aus „Eine Woche voller Samstage“ für Sie ein Leben voller Sams-Tage werden könnte?

Maar Wahrscheinlich so etwa drei Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes. Normalerweise ist es so, dass ein Buch im ersten Jahr ganz gut verkauft wird, vielleicht bei einem Anfänger 5000 Mal. Dann im nächsten Jahr 3000, dann 2000. Und weil ja jedes Jahr so viele neue Bücher kommen und der Buchhändler nicht alle in das Regal stellen kann, pendelt sich das so bei 2000 bis 3000 Exemplaren ein. Bei *Eine Woche voller Samstage* war es umgekehrt. Am Anfang wurden 8000 im ersten Jahr verkauft, im nächsten Jahr waren es dann 12.000 und im Jahr darauf bereits 20.000. Und dann sagte der Verleger: „Also, nach der Schätzung jetzt werden es wahrscheinlich im nächsten Jahr 30.000 sein.“ Es ging treppauf, es ging immer höher. Und da dachte ich zum ersten Mal: „Oh, das könnte ein Erfolg werden.“

Ist diese Bekanntheit des Sams manchmal auch ein Fluch?

Maar Das ist tatsächlich ambivalent. Wenn man freier Autor ist und von dem lebt, was man durch seine Bücher einnimmt, dann kann einem natürlich nichts Besseres passieren als der Erfolg der *Sams*-Bücher. Ich kann ganz gut davon leben, deswegen darf ich mich eigentlich nicht beschweren. Auf der anderen Seite ist es schon ein bisschen so, dass ich irgendwo hinkomme und es dann heißt: „Hier kommt der Sams-Autor.“ Und dann sage ich immer: „Ja, aber es gibt doch auch noch *Herr Bello* und den *Galimat* und *Lippels Traum* und *Kartoffelkäferzeiten* und so weiter und so weiter.“ Die anderen Bücher fallen ein bisschen unter den Wahrnehmungshorizont.

Es gab einen anderen Autor, der hatte ein ähnliches Problem: Arthur Conan Doyle wollte sich auch von seiner Figur Sherlock Holmes befreien und hat dann den „Reichenbachfall“ geschrieben. Haben Sie schon mal überlegt, das Sams sterben zu lassen?

Maar Nein, es ist viel einfacher. Ich darf einfach kein neues *Sams*-Buch mehr schreiben.

Ich kann mich noch erinnern, wie ich als Kind den ersten „Sams“-Band vorgelesen bekam und dazu die Bilder vom Sams angesehen habe. Die Figur war rein äußerlich erst einmal ein Schock für mich. Es ist ja ein ziemlich groteskes Wesen, mit Schweinenase, breitem Maul, abstehenden Ohren, Orang-Utan-Rücken und Froschfüßen. Ich kann mich erinnern, dass ich mich an diese Figur erst mal gewöhnen musste.

Maar Stimmt, dabei sind Sie ein Junge gewesen. Bei den Mädchen ist es noch viel schwieriger. Wenn die das erste Bild sehen im Buch, schlagen sie zu und sagen: „Das ist nicht mein Buch.“ (*lacht*).

Spätestens dann, wenn das Sams die Frage, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist, offen lässt.

Maar Ja.

Als ich dann sechs Jahre alt war, war die Irritation über das Sams schon verfliegen, da wollte ich dann zum Fasching sogar als Sams gehen, es gab aber kein Sams-Kostüm. Warum eigentlich nicht?

Maar Das lag an mir, weil ich meinem Verlag ziemlich streng verboten habe, Merchandising-Artikel vom Sams herzustellen und zu verkaufen. Ich wollte nicht, dass das Sams auf jeder Kindersocke, auf jedem Joghurtbecher zu sehen ist, wie das bei anderen Figuren oft der Fall ist. Das Sams sollte etwas Einzigartiges sein und in der Fantasie der Kinder leben, statt vermarktet zu werden.

Glauben Sie, dass das Sams vielleicht gerade deshalb auch diese anhaltende Popularität besitzt? Weil es nicht ständig präsent ist, eben auf jeder Socke, auf jedem Federmäppchen zu sehen war?

Maar Ich glaube schon, dass das ein bisschen daran liegt. Es gab ja mal die Fernsehserie von Alf, diesem Außerirdischen, und den hat man so vermarktet, dass er wirklich auf jedem Schal, auf jeder Kindersocke, auf jeder Kakaodose war. Überall hat man diese Figur gesehen und irgendwann konnte man sie einfach nicht mehr ertragen. Da sagte man: „Geht mir weg mit dieser Figur. Ich will sie nicht mehr sehen.“ Und dann lief sie auch nicht mehr im Fernsehen. Das ist die Gefahr, wenn man zu habgierig ist und durch Merchandising-Artikel so viel Geld machen will, dass man die Figur schließlich vernichtet.

Hatten Sie ähnliche Befürchtungen auch bei den Verfilmungen Ihrer Bücher?

Maar Es gab im Laufe von zwanzig Jahren mindestens fünfzehn, wahrscheinlich waren es mehr, Filmfirmen, die alle das Sams verfilmen wollten, und ich war derjenige, zum Kummer des Verlags, der das immer verhindert hat und der sagte: „Ich möchte das nicht. Ich möchte nicht, dass das Sams dann aussieht wie ein verkleidetes Kind mit so einer Pappnase und dann vier mal zwei Meter groß auf der Kinoleinwand zu sehen ist.“ Das zerstört leicht die Fantasie. Und dann kam aber ein Produzent, Ulrich Limmer, der mich überzeugt hat. Der sagte: „Sie schreiben ja Theaterstücke und haben ja auch manche Ihrer Bücher in das Medium Theater überführt. Und sie merken, es gibt ganz verschiedene Kunstformen und jede besteht für sich. Und Kino ist für mich auch Kunst. Versuchen und wagen Sie es doch mal, Ihr Sams in diese Kunstform zu überführen.“ Ich sagte: „Naja, und dann sieht das Sams immer aus wie ein verkleidetes Kind. Das mag ich nicht.“ Er sagte: „Wir nehmen den Waldemar Pokromski. Der hat

gerade seinen Oscar gekriegt als Maskenbildern für einen Polanski-Film. Und ich kann Ihnen auch versichern, ich habe schon Nicola Piovani gefragt, der hat gerade einen Oscar gekriegt für die Filmmusik zu *Das Leben ist schön*. Der hat sich bereit erklärt, die Filmmusik zu machen. Wir haben eine ganz tolle Mannschaft. Glauben Sie mir, das wird ein wirklich guter Film.“ Und dann hat er mir sein Konzept auseinandergesetzt. Es war keine Modernisierung, also nicht ein Sams, das die E-Gitarre im Kaufhaus aufdreht und fetzige Melodien spielt, sondern er sagte: „Wir stellen eine poetische Realität her, wir zeigen eine Realität, bei der man nicht weiß, sind das jetzt 60er- oder 70er-Jahre oder Gegenwart.“ Dann habe ich gesagt: „In Ordnung, wenn im Vertrag steht: Erstens, ich schreibe das Drehbuch selber, sodass nicht ein anderer Autor andere Fantasien entwickelt und denkt, es müsste noch komischer sein und er müsste noch eins draufsetzen. Zweitens: Ich habe ein Vetorecht beim Regisseur. Wenn der mir nicht gefällt, dann kann ich sagen, will ich nicht. Dann muss er den wieder wegschicken. Und drittens: Ich habe ein Mitspracherecht bei den Schauspielern.“ Und ich war dann auch mit dem Regisseur sehr zufrieden. Das ist der holländische Regisseur Ben Verbong. Der hatte mir auch vorher schon klugerweise fünf von seinen Filmen auf Videokassette zugeschickt, und ich merkte, er hat eine sehr gute Personenführung. Es kommt nämlich nicht nur auf Komik an in dem Film, sondern die Personen müssen glaubhaft sein. Deswegen habe ich ihn gleich akzeptiert. Und nachdem man mir den Ulrich Noethen als Herrn Taschenbier vorgeschlagen hat, habe ich gemerkt: Naja, wenn er die Brille aufsetzt, sieht er tatsächlich aus wie Herr Taschenbier. Der muss gar nicht viel machen. Dann habe ich also zugesagt und dann gab es einen Film. Und weil ich auch das Drehbuch geschrieben habe und bei den Dreharbeiten dabei war, hatte ich das Gefühl: Doch, es ist mein Film.

Dass Sie einmal einer der ganz großen Kinderbuchautoren werden würden, hat sich in Ihrer Kindheit zunächst nicht abgezeichnet, denn Ihr Vater stand Ihrer Lesesucht äußerst kritisch gegenüber. Er wollte eigentlich nicht, dass Sie Literatur lesen. Heute findet man so eine Position ja eher befremdlich. Was war damals der Grund dafür?

Maar Viele meiner Generation erzählen mir, dass es ihnen genauso ging. In der damaligen Zeit hat man darauf geachtet, dass die Kinder arbeiten, dass sie arbeitsam sind, dass sie ihre Hausaufgaben machen. Lesen galt als Zeitverschwendung. Meine Mutter erzählte mir, am Sonntagnachmittag durfte sie zwei Stunden lesen, ansonsten nicht. Mein Vater hatte ein Baugeschäft. Er war ein fleißiger Handwerker und Arbeiter und wenn er nachmittags nach Hause kam und ich im Sessel saß und las, war seine Reaktion: „Hast du deine Hausaufgaben

gemacht?“ - „Ja, habe ich.“ - „Und hast du nichts zu tun?“ - „Nein.“ - „Ja, dann nimm mal den Besen, geh in den Hof und kehr mal das Laub zusammen.“ Er hat nie gesagt: „Du darfst nicht lesen.“ Aber er hat ganz deutlich gezeigt: Lesen ist Zeitverschwendung. Was nützt das denn? Da lernt man doch nichts.

Erinnern Sie sich noch, was Sie damals gelesen haben?

Maar Mein Lieblingsbuch damals war von Gerhart Drabsch *Die Indianer-Geschichte*. Die kennt man heutzutage gar nicht mehr. Da haben mich allerdings mehr die Illustrationen fasziniert, Holzschnitte von Alfred Zacharias. Ich habe die sicher hunderte Male nachgemalt. Wo ich weißes Papier fand, habe ich die Bilder nachgezeichnet. Vielleicht hat das schon den Grundstein dafür gelegt, dass ich dann später selbst auch illustriert habe. Was gab es noch? Eigentlich ganz lange nichts. Freunde von mir haben mir dann einige Karl May-Bände geliehen. Winnetou kannte ich natürlich. Und ein Schlüsselerlebnis war dann für mich von Peter Hacks *Das Windloch*. Da habe ich zum ersten Mal gedacht: Oh, das ist so schön. So etwas würde ich auch gerne machen.

Studiert haben Sie dann aber nicht Germanistik, sondern Malerei an der Akademie in Stuttgart. Wie haben Sie dann trotzdem zum Schreiben gefunden?

Maar Ich wollte eigentlich Maler werden, aber während ich an der Akademie war und mich verglichen habe mit den Mitstudenten, bekam ich langsam das Gefühl, vielleicht reicht es mit dem, was ich da male, doch nicht für das Guggenheim-Museum in New York. Und mein Drang zum Schreiben wurde immer stärker. Ich habe es dann oft versäumt, in der Akademie zu sein. Ich saß lieber zu Hause und habe gelesen - sehr, sehr viel gelesen. Und irgendwann kam dann die Idee: Vielleicht sollte ich das wirklich auch mal versuchen. Ich habe mich damals an meinem Lieblingsautor Jorge Luis Borges orientiert und ein Hörspiel geschrieben für Erwachsene. Es ist ein sehr kompliziertes Hörspiel mit drei Stimmen, die drei Geschichten aus drei verschiedenen Perspektiven erzählen. Und der Hörer muss dann selber entscheiden, welche die richtige ist. Das war noch während meiner Studenzeit. Ich war dann so verwegen, zum Süddeutschen Rundfunk zu gehen und mich durchzufragen, wer zuständig für das Hörspiel ist. Man hat mir die Zimmernummer gesagt, ich bin hochgegangen und habe geklopft. Dann war das ein großer Raum und ganz am Ende stand der Schreibtisch und dahinter saß ein Redakteur. Und auf dem Weg zu diesem Schreibtisch hat mich immer mehr der Mut verlassen. Als ich dort angekommen war, habe ich nur gesagt: „Ich habe ein Manuskript für ein Hörspiel. Die Adresse steht unten“, und bin wieder gegangen (*lacht*). Ich dach-

te, das wird nie was. Aber zehn Tage später bekam ich einen Vertrag zugeschickt und es hat auch ein sehr bekannter Regisseur gemacht. Und jetzt muss man sich das so vorstellen – Jetzt werde ich etwas weitschweifig mit Ihrer Erlaubnis; ich bin halt ein Geschichtenerzähler: Die Kunststudenten in meiner Klasse in Stuttgart haben immer sehr häufig im Staatstheater Stuttgart mitgearbeitet. Wenn nämlich dort die Premiere anstand, es immer enger mit dem Termin wurde und der Bühnenbildner nicht fertig wurde, hing dann ein Zettel am Schwarzen Brett im Eingangsbereich der Akademie und da stand drauf: „Hilfskräfte gesucht! Studenten, die gerne malen! Staatstheater Stuttgart. 10 DM die Stunde.“ Das war sehr viel in der damaligen Zeit. Deswegen haben wir dort alle gemalt und haben dann immer in der Kantine gesessen, zusammen mit den ganz berühmten Schauspielern. Das waren Schauspieler, die zu der Zeit auch im Film gespielt haben und meistens auch Hörspiele gemacht haben, Traugott Buhre, Edith Heerdegen; die Schauspieler, die jetzt nicht mehr so ganz bekannt sind. Aber wir waren dann immer stolz, dass wir neben denen am Tisch gesessen hatten und ihre Stimmen kannten. Und deswegen war es auch so, dass wir immer, während wir in der Akademie an unseren Staffeleien standen, in einem großen Saal mit etwa zehn Studenten, ein Kofferradio auf dem Fensterbrett stehen hatten und immer nachmittags um fünfzehn Uhr die *Funkerzählung* hörten. Denn damals war das Radioprogramm noch ein bisschen anders strukturiert als jetzt, nicht ununterbrochen Musik; es gab sehr viele Wortbeiträge. Wir hörten immer die *Funkerzählung* und waren uns dann einig: „Ich erkenne die Stimme genau. Das ist Traugott Buhre.“ – „Hörst du die Frau? Das ist Edith Heerdegen.“ Wir haben ein bisschen angegeben damit. Ich habe niemandem etwas gesagt, als dann der Tag kam, an dem um fünfzehn Uhr mein Hörspiel *Der Turm im See* gesendet wurde. Wir haben das Hörspiel gehört, und zwischendrin konnte ich es mir nicht verkneifen zu fragen: „Ist doch gut, ja?“

Dann kam die Absage: „Sie hörten *Der Turm im See*. Ein Hörspiel von Paul Maar.“ Darauf sagten meine Mitstudenten: „Der heißt genau wie du.“ Ich sagte: „Nö, das *bin* ich. Ich pflege in meiner Freizeit Hörspiele zu schreiben.“ Es war eigentlich das erste. „lacht“ Und danach hat man mich so halb anerkennend, aber auch sehr ironisch „der Dichter“ genannt. Wenn ich also in die Mensa kam, und es gab dann meistens Linsen mit Saitenwürstchen, das ist in Baden-Württemberg so üblich, dann sagten sie: „Ah, der Dichter kommt und isst ein Linsengericht!“ Das war gleichzeitig aber auch so ein bisschen Ansporn für mich, diesen Ruf wahr werden zu lassen. Inzwischen war ich verheiratet und wir bekamen unser erstes Kind und das wollte ständig Geschichten hören. Ich dachte: „Na gut, wenn ich *der Dichter* bin, dann schreibe ich doch auch mal eine Kindergeschichte.“ Und so entstand *Der tätowierte Hund*.

...der ja ein prominentes Vorbild aus der Erwachsenenliteratur hat: Ray Bradburys „Der illustrierte Mann“. War es nicht eine Provokation, ein Science-Fiction-Buch mit z. T. sehr düsteren Kurzgeschichten zum Vorbild für ein Kinderbuch zu wählen?

Maar Wissen Sie, das würde mich jetzt sehr interessieren, ob es diese Geschichte schon vor meiner gab. Weil ich Ray Bradbury erst Jahre, nachdem ich den *Tätowierten Hund* geschrieben habe, entdeckt habe. Ich kannte sein Buch nicht und es ist auch keine beabsichtigte Anspielung. Ich habe später viel von Bradbury gelesen, aber *Der illustrierte Mann* war nie dabei, bis heute nicht.

In der Sekundärliteratur zum „Tätowierten Hund“ wird viel über den intertextuellen Bezug auf Bradburys „Illustrierten Mann“ geschrieben.

Maar Das wusste ich nicht (*lacht*). Nein, aber ich kann erzählen, wie das Ganze entstanden ist. Ich hatte meinen Kindern ganz viele Geschichten erzählt, die sehr divergierend waren. Meinetwegen im März die Geschichte vom Kater Traugott, der immer ein bisschen faul war und am Schluss Bürgermeister wurde, und irgendwann dann im September die Geschichte vom Zauberer Abra Kadabrax, der als absoluter Anfänger falsch gezaubert hat. Irgendwann kam ich auf die Idee, das alles aufzuschreiben und an den Verlag zu schicken. Und dann kam, nachdem ich das über Wendelin Niedlich dorthin geschickt hatte, die Nachricht, dass sie das Buch annehmen. Und da erst hat mich der Ehrgeiz ergriffen und ich dachte: Ach so, schade, es ist eine Geschichtensammlung. Mein erstes Buch - eine Sammlung von Geschichten! Es wäre doch viel schöner, wenn es ein Kinderroman wäre oder werden würde, eine durchgehende Geschichte. Und da habe ich mir dann den tätowierten Hund ausgedacht, weil ich Hunde immer sehr mochte und ich in dieser Zeit auch immer Hunde gezeichnet habe. Da war es für mich selbstverständlich, dass es ein Hund wird. Und auf diesen Hund ist von jeder Geschichte eine Figur eintätowiert. Und ich habe zu Oetinger gesagt: „Moment, ich will das noch ergänzen, ich schreibe noch ein bisschen was dazu.“ Und jetzt ist es, wenn man so will, eine durchgehende Geschichte. Ein tätowierter Hund kommt in den Urwald, erzählt dem Löwen die Geschichten, die auf seiner Haut sind, die beiden unterhalten sich nach jeder Geschichte und reflektieren gewissermaßen das, was sie gehört haben. Der Löwe, der ein bisschen als dümmlich geschildert wird, der weiß eine einzige Geschichte und die erzählt er dann auch. Und das ist *Die Geschichte vom bösen Hänsel, der bösen Gretel und der Hexe*. Der Hund meint zwar, die hätte er schon ganz anders gehört, aber das sei ja interessant. Und dadurch verknotet sich das Ganze und es wird eine durchgehende Geschichte.

Das war Ihr Aufstieg von der Erwachsenenliteratur zur Kinderliteratur.

Maar Danke! Das ist eine gute Definition: der Aufstieg. Nicht der Abstieg (*lacht*).

„Der tätowierte Hund“ ist 1967 erschienen, zu einer Zeit, als die antiautoritäre Kinder- und Jugendliteratur eine große Rolle spielte. Danach folgt dann der Aufstieg der realistischen Literatur, häufig problemorientiert und emanzipatorisch ausgerichtet. Der Schonraum der Kinderliteratur wird eingerissen. „Der tätowierte Hund“ löst nichts davon ein, da haben Sie eigentlich gegen all das angeschrieben, was in der Kinderliteratur gerade als Maßgabe galt.

Maar Stimmt, ich bin meistens ein bisschen gegen den Strom geschwommen, weil ich immer das gemacht habe, was mich in dem Moment interessiert hat und wozu ich Lust hatte. Ich habe damals sehr viele Schelmengeschichten gelesen. Eines meiner Lieblingsbücher aus der damaligen Zeit war Rabelais' *Gargantua und Pantagruel*. Das hat mich fasziniert und dann auch wieder Einfluss gehabt auf mein Schreiben. Wenn man Rabelais kennt und den *Tätowierten Hund* liest, zum Beispiel die letzte Geschichte, dann findet man immer wieder Anspielungen darauf, wo man merkt: Ach ja, wenn einer so furchtbar lange schimpft und immer Wörter verdreht, das hat ja schon Rabelais damals im 16. Jahrhundert erfunden und gemacht. Diese Lektüre hat mich sehr angeregt. Dann gab es sehr viele Konferenzen, Tagungen, wo man als Kinderliteraturautor eingeladen war, und dann wurde mir immer gesagt: „Ja also, das ist ja unmöglich, was Sie da schreiben. Das ist ja Weltflucht, das sind ja fantastische Geschichten. Schauen Sie mal Volker Ludwig, was der schreibt! Es gibt das *Nein-Buch für Kinder* und das *Streit-Buch für Kinder* und so weiter. Man muss doch realistische Kindergeschichten schreiben.“ Und dann habe ich darüber nachgedacht. Das hat eine Zeit lang gedauert, bis ich das verarbeitet hatte und zu dem Entschluss gekommen bin: Nein, ich schreibe doch das, was ich will. Untergründig hat es aber wohl doch ein bisschen gegärt und schließlich habe ich mein erstes realistisches Kinderbuch geschrieben. Das hieß *Andere Kinder wohnen auch bei ihren Eltern* und erschien 1976. Und ich dachte: So, jetzt kann ich also beruhigt in die nächste Tagung gehen. Jetzt werde ich gelobt. Aber da war Bettelheims Buch *Kinder brauchen Märchen* gerade erschienen, und als ich dort ankam mit meiner realistischen Geschichte, sagten alle: „Sie sollten mal Bettelheim lesen.“

Vermissen Sie das heute manchmal, dass man Kinderliteratur so ernst nimmt, dass man massiv darum streitet, was die richtige Kinderliteratur ist?

Maar Ja, das vermisse ich sehr. So sehr ich da damals im Zwiespalt war, ob ich mit meinen Geschichten richtig liege, musste ich immerhin anerkennen, dass es sehr große Diskussionen gab, sowohl in *Theater heute* über das Kindertheater als auch in allen Zeitungen; Diskussionen darüber, was Kinderliteratur leisten soll, wozu sie da ist und ob sie nur pädagogisch sein soll oder ob sie auch vielleicht fantastisch sein kann. Es gab wirklich ganz, ganz viele Beiträge dazu. Das war eine sehr lebendige Diskussion, die längst völlig verflacht ist. Typisch ist zum Beispiel, dass es bis vor fünf Jahren in der *ZEIT* noch eine Seite gab mit Rezensionen von neuen Kinderbüchern. Und *DIE ZEIT* meinte dann wohl, sie könne diesen Platz sparen, und dann hat sie diese Seite rausgeschmissen. Es gab in den siebziger Jahren wirklich sehr, sehr profunde Rezensionen von Kinderbüchern. Davor hatte man eigentlich nur Rezensionen für Lehrerinnen und Lehrer gelesen und die waren geschrieben unter dem Blickpunkt: Was sollen unsere Kinder dabei lernen? Wozu könnte man diese Geschichten einsetzen? Aber dann hat man langsam erkannt, dass Kinderliteratur auch Literatur ist, hat sie nach literarischen Gesichtspunkten beurteilt und gesagt: „Das ist ein gutes Kinderbuch, weil es sehr gut geschrieben ist. – Das hat ein wichtiges Thema, ist aber derart schlampig geschrieben, also das kann man nicht empfehlen.“ Aber mittlerweile ist das alles flach. Es ist eigentlich schade. Es herrscht oft Totenstille, was die Kinderbuchrezensionen anbelangt.

Sie haben sich immer sehr für die literarische Qualität und auch den Unterhaltungswert von Kinderliteratur ausgesprochen. Spielt das Pädagogische bzw. das Erzieherische für Sie trotzdem eine Rolle beim Schreiben?

Maar Ich glaube, die Lebensansichten eines Autors – politische, gesellschaftliche oder welcher Art auch immer – äußern sich immer in seinen Texten, ob er das nun will oder nicht. Untergründig schwingt das mit. Und man kann natürlich die *Sams*-Bücher als reine Unterhaltungsliteratur sehen. Man kann es aber auch so sehen, dass geradezu beispielhaft die Emanzipation dieses angepassten Herrn Taschenbiers erzählt wird, der nie widerspricht, der nur still ist und der unter den Einfluss eines fantastischen Wesens kommt, das all das verkörpert, was er eigentlich auch in sich hat, aber nie zulässt: Er ist schüchtern, das Sams ist frech. Er ist ängstlich, das Sams ist mutig. Er ist kontaktgestört, das Sams quatscht jeden an. Und unter dem Einfluss dieses Wesens findet er zu sich selbst, wird selbstbewusster und sagt zum ersten Mal Nein zu seiner Vermieterin, die immer sehr autoritär ist, und sagt auch Nein zu seinem Chef. Und Kinder, das merke ich immer wieder, leben auf, indem sie sich in diesen Herrn Taschenbier hinein-

versetzen und mit ihm leben und empfinden. Insofern ist gewissermaßen durch die Hintertür auch ein pädagogischer Zweck damit verbunden.

Und damit wäre es sogar ein antiautoritäres Kinderbuch.

Maar Fast, ja.

Es ist ja im Grund schon eine pädagogische Frage, wie Geschlechterrollen in der Kinderliteratur ausgestaltet werden oder welche Familienkonstellationen dargestellt werden. Also etwa die Frage: Kann man heute noch die traditionelle, heile, kleinbürgerliche Familie darstellen oder muss das Zusammenleben irgendwie anders aussehen. Haben Sie solche Überlegungen auch? Gibt es da einen Zensor im Kopf?

Maar Ja, man wird dafür sehr sensibilisiert. Nicht umsonst ist in *Lippels Traum* die Mutter die aktive. Nicht etwa der Vater hält einen Vortrag in Wien, sondern es ist die Mutter. Sie ist Kunsthistorikerin. Und Lippel sagt: „Dafür hat mein Vater aber ganz viele ungewöhnliche Kochgeräte und hat einen tollen Mixer und Ähnliches.“ Da wird das sehr traditionelle Familienbild schon ein bisschen zurechtgeschoben. Ähnlich wie die Rebekka im *Galimat*, wo der Freund zu Jim sagt: „Die magst du? Die ist aber doch sehr mollig.“ Und Jim sagt: „Ja, die mag ich. Aber ich finde sie gerade toll, so wie sie ist.“ Wenn man feststellt, der Durchschnitt der Mädchenfiguren in den deutschen Kinderbüchern, zumindest in den nicht ganz hoch angesiedelten und in den ganzen Pferdebüchern, das sind immer blonde Mädchen und die sind sehr schlank und sehr sportlich. Und das wird dann auch schnell das Ideal der Leserinnen, die dann auch sehr schlank und sportlich und Models sein wollen, wo ich sage: Nein, muss nicht sein. Der Jim liebt auch mal ein Mädchen, das ein bisschen dick ist.

Sie haben 1992 ein Buch veröffentlicht, das zur realistischen Kinderliteratur zählt und eine deutlich pädagogische Funktion hat: „Neben mir ist noch Platz“. Zuvor hatte es die Anschläge auf Asylbewerberheime gegeben, in Hoyerswerda beispielsweise. Im Klappentext zu dem Buch heißt es: „Ein wichtiges Buch, weil es zu Toleranz und Verständnis erzieht.“ Haben Sie den Eindruck, dass die Frage, ob ein kinderliterarischer Text unterhalten oder eher pädagogisch wirken sollte, auch ein bisschen an Genres gebunden ist? Ist das Fantastische in der Tendenz eher unterhaltend, während die realistische Literatur für das Pädagogische grundsätzlich geeigneter scheint?

Maar Ja, wobei ich natürlich, wenn ich realistisch schreibe, versuche, auch diese Bücher unterhaltsam zu schreiben, und ich habe ja einige realistische Bücher

geschrieben mittlerweile. Es soll nie trocken sein, und die Kinder, die das lesen, sollen nicht das Gefühl haben: „Ah, hier ist ein Erwachsener, der das besser weiß und der uns belehren will, der uns sagen will, ich welche Richtung es gehen soll.“ Man darf auch bei den realistischen Geschichten nicht vergessen, dass man manche Dinge auch ironisch oder humoristisch darstellen kann.

Überlegen Sie angesichts der derzeitigen Flüchtlingskrise auch wieder schreibend tätig zu werden?

Maar Ich glaube nicht. Dieses Buch, das Sie erwähnten, das habe ich damals geschrieben, weil ich dachte, es ist jetzt notwendig darüber etwas zu schreiben. Dann lief es jahrelang bei dtv und jetzt, nachdem diese Situation wieder so aktuell und drängend ist, sagte ich: „Ich würde gerne eine Neuauflage machen und würde das anpassen angesichts der Situation.“ Aber ich muss, glaube ich, zuerst erzählen, wie es damals war. Meine Schwester Barbara war in Schweinfurt die Beauftragte für die Unterbringung von Asylbewerbern und hat das auch immer sehr gut gemacht, immer sehr persönlich, keine Massenunterkünfte, sondern sie hat es immer geschafft, die Menschen unterzubringen in Familien oder kleinen Einheiten, kleinen Wohnungen. Und ich habe ihre Arbeit verfolgt und bin durch sie mit einer libanesischen Flüchtlingsfamilie bekannt geworden, die vor dem Bürgerkrieg im Libanon geflohen ist. Das waren ein Vater, eine Mutter, ein Sohn und eine Tochter namens Aischa. Ich wollte etwas darüber schreiben. Deswegen habe ich mich mit denen zusammengesetzt, mein Tonbandgerät angestellt und habe die Aischa ausgefragt: „Als du zum ersten Mal nach Deutschland gekommen bist, was ist dir alles aufgefallen? Was war anders?“ Zuerst sagte sie: „Die Gerüche.“ Das war das allererste: Es riecht anders. Und so weiter. Ich hatte also ziemlich viel Material gehabt. Und dann habe ich ihre Geschichte geschrieben und zwar fast wie so eine Dokumentation. Allerdings wollte ich einen Konflikt mit einer deutschen Schülerin schaffen, die mit Aisha befreundet ist, und daran zeigen, dass es Schwierigkeiten geben kann durch die verschiedenen Kulturen, durch die verschiedene Herkunft und die verschiedenen Lebensgewohnheiten, und dass man aber trotzdem befreundet sein kann. Und nachdem der Bürgerkrieg im Libanon zu Ende war, hat sich die Familie dazu entschlossen, wieder zurückzugehen, auch weil sie sich in Deutschland nicht mehr sicher gefühlt hat. Und da habe ich dann in der ersten Fassung von *Neben mir ist noch Platz* diese Familie, die ich dort beschrieben habe, dann auch zurückgehen lassen, nachdem bei ihnen in ihrer Asylunterkunft die Fenster eingeworfen worden sind. Da sagen sie, jetzt haben sie genug und jetzt können sie sowieso wieder zurück in den

Libanon, denn der Bürgerkrieg ist vorbei. Das habe ich so geschrieben, quasi als Dokumentation, und ich wurde ziemlich angegriffen dafür. Was mir gar nicht bewusst gewesen war: Einige hatten die Botschaft aus dem Buch herausgelesen, dass man denen nur die Fenster einwerfen muss und dann gehen sie wieder dort hin zurück, wo sie hergekommen sind. Es hat mich schockiert, dass man das so interpretiert hat, deswegen sagte ich dann: „Ich will das nochmal schreiben.“ Die Grundsituation ist klar: Es gibt das deutsche Mädchen Steffi und die Aischa, die kommt jetzt aus Syrien, nicht aus dem Libanon, aber am Ende geht sie nicht zurück, sondern sie bleibt hier. Und nachdem ich mich im letzten Jahr damit befasst habe und das neu geschrieben habe, will ich nicht jetzt schon wieder ein neues Buch zu diesem Thema schreiben. Im Gegenteil: Jetzt werde ich wieder ganz fantastisch. Das neue Buch heißt: *Schiefe Märchen und schräge Geschichten*.

Mit der Gattung Märchen haben Sie sich ja oft beschäftigt, auch mit fantastischen Geschichten. Was Sie nie geschrieben haben, ist Fantasy-Literatur. Warum eigentlich nicht?

Maar Fantasy-Literatur ist, ich sage das ein bisschen überheblich, zu einfach. Ich habe das Gefühl, ich könnte in einem Jahr fünf Fantasy-Bücher schreiben. Fantasy bedeutet, man stellt sich irgendeine Welt vor, zu der man sämtliche Regeln erfindet. Man kann alles erfinden und fabuliert drauflos und erfindet nun einen Plot und eine Geschichte. Ich schreibe keine Fantasy-Geschichten, ich schreibe fantastische Geschichten. Jede meiner fantastischen Geschichten beginnt ganz realistisch und zeigt einen bestimmten Protagonisten. Ich zeige zum Beispiel erst, wie es dem armen, angepassten Herrn Taschenbier geht, wenn er auf dem Stuhl sitzt und man das Gefühl hat, er habe immer ein bisschen Magenweh. Er wird von seinem Chef niedergemacht, hat Schwierigkeiten mit der Frau Rotkohl. Das heißt, ich gehe von einer Realität aus und dann kommt ein fantastisches Wesen und durch diesen Einfluss verändert sich sein Leben. Das System wird verändert. Genau das gleiche bei *Herrn Bello*. Da gibt es den Vater, den Apotheker Sternheim, der geschieden ist und mit seinem Sohn in einer symbiotischen Beziehung lebt, aus der keiner rauskommt. Der Sohn möchte nicht, dass sein Vater sich nach einer neuen Frau umschaute. Der Vater macht das nicht, weil er Angst hat, er verletzt sonst seinen Sohn. Und so schmoren sie quasi in dieser Symbiose. Es wird genau beschrieben, wie sie leben und wie der Sohn immer ängstlich darauf achtet, dass der Vater nicht in seiner Apotheke den Frauen zu lange hinterher schaut. Und dann kommt dieser Herr Bello, der verwandelte Hund, und setzt plötzlich dieses eingefahrene System völlig außer Betrieb. Und am Ende hat der

Junge akzeptiert, dass der Vater die Frau Lichtblau zur neuen Partnerin nimmt, und der Vater ist glücklich, eine neue Beziehung eingegangen zu sein. So etwas Ähnliches findet sich auch in meinem neusten Buch, *Der Galimat*. Da gibt es den Jungen, den Jim, der ohne seine Eltern lebt und der in der Schule gemobbt wird und gewissermaßen durch dieses fantastische Wesen, den Galimat, dazu kommt, sein Leben und seine Kindheit zu akzeptieren. Er hat nämlich immer einen Wunsch: Er möchte Erwachsen werden oder er möchte erwachsen sein, um da rauszukommen. Und dieser Galimat ermöglicht es ihm durch eine Pille, dass er für eine Zeit erwachsen wird, und er sieht dann, wie es ist, und sagt anschließend: „Nee, ich möchte doch lieber Kind sein.“

Die Sams-Welt ist ja irgendwie noch heile und geordnet, fast ein bisschen weltentrückt. Das Internet oder Handys spielen dort eigentlich keine Rolle. Bei „Der Galimat und ich“ ist das anders. Der Galimat, übrigens auch ein sehr irritierendes Wesen, hat Antennen auf dem Kopf, ernährt sich von Elektro, kann sich materialisieren und entmaterialisieren und muss sich immer wieder aufladen wie ein Handyakku. Der Galimat kann aber auch, fast wie das Sams, Wünsche erfüllen durch die Pillen, die wie bei einem 3D-Drucker hergestellt werden. Ist der Galimat das Sams für das 21. Jahrhundert?

Maar Ich weiß es nicht. Die Grundidee war eigentlich die: Ich würde gerne eine neue fantastische Figur erfinden, aber die soll um Himmels Willen nicht Sams Nummer zwei sein oder an das Sams erinnern; also ganz weg von diesem Sams. Ich weiß noch ganz genau, wie der Galimat entstanden ist: Ich saß in Abu Dhabi und wartete auf ein Treffen mit meinem arabischen Übersetzer. Wie immer hatte ich einen Stift in der Hand, denn wenn ich nichts zu tun habe und warte, dann zeichne ich. Dann fing ich an mit einem Kreis, machte Augen, Nase, Mund und dann machte ich Ohren und dann habe ich das ausgebaut. Und irgendwann war das so eine komische Figur, die ganz rund war und ich dachte: „Wer ist das denn?!“ (*lacht*). Und so hat sich langsam die Figur herausgebildet und irgendwann dachte ich, naja, wünschen darf sie nicht. In der ersten Fassung hat sie aber noch gedichtet. Und weil ich weg wollte vom Sams, hat der Galimat noch umgekehrt gedichtet: Nicht das letzte Wort in jeder Zeile hat sich gereimt, sondern immer das erste Wort in jeder Zeile. Das war sehr schwierig, diese Gedichte zu machen. Und dann hat mein Sohn, der Literaturkritiker ist und der meine Manuskripte liest, gesagt: „Schmeiß die Gedichte raus, sonst sagen sie alle, das ist ein zweites Sams.“ Das habe ich dann auch. Jetzt reimt er nicht mehr.

Der erste Auftritt vom Galimat im Buch hat etwas merkwürdig Unzeitgemäßes. Dieses Elektro-Wesen sitzt auf dem Sprachbrockhaus, und zwar in der Ausgabe von 1935, wie man vorne in dem Buch auf dem Vorsatzblatt lesen kann. Was hat es damit auf sich?

Maar Wobei der Galimat wahrscheinlich auf einem modernen Lexikon sitzt. Ich habe nur spaßeshalber die Definitionen, die Jim von sich gibt, dem Sprachbrockhaus von 1935 entnommen. Das hat eine besondere Bewandnis. Meine Mutter ist gestorben, als ich drei Monate alt war. Und mein Vater hat dann wieder geheiratet und hat dafür gesorgt, dass nichts mehr an meine Mutter erinnert, weil er aus Rücksicht auf seine neue Frau nicht wollte, dass sie denkt: „Ah, eigentlich liebt er noch die alte Frau und hat mich nur als Ersatz genommen.“ Aber etwas ist von ihr geblieben; sie hatte nämlich den Sprachbrockhaus von 1935 in die Ehe gebracht, in die Familie, und da stand auch noch mit ihrer schönen Schrift drin: Betty Banker. Das war der Name meiner Mutter. Und das habe ich gehütet wie meinen Schatz. Das war übrigens auch das einzige Buch, in dem ich lesen und studieren durfte. Auch am Sonntagnachmittag und auch am Samstag. Da sagte mein Vater nicht. „Hast du nichts zu tun?“ Er sagte: „Ach, ich sehe, du lernst. Das ist gut. Schau nur mal das Lexikon durch.“ Und das hat mir Spaß gemacht. Wenn Jim in *Der Galimat und ich* etwas zitiert – also zum Beispiel: „Eiszeit: Eine Zeit, in der Mitteleuropa von Eis bedeckt war“ –, dann wird das wahrscheinlich auch im modernen Lexikon stehen. Ich habe es trotzdem für mich, gewissermaßen nostalgisch, aus dem Lexikon meiner Mutter zitiert.

Sie haben jetzt schon einige Lesungen aus dem „Galimat“ vor Kindern hinter sich und vielleicht auch schon Leserpost erhalten. Hat der Galimat Starpotenzial?

Maar Durchaus, ja. Also vielleicht auch deshalb, weil er sich so leicht nachzeichnen lässt. Eine runde Figur, zwei Augen, Nase, Mund und unten ein Paar Beine. Ich kriege sehr viele Briefe in letzter Zeit von Kindern, wo immer auf dem Brief ein Galimat gezeichnet ist, und bekomme auch die ersten Aufforderungen, doch bitte eine Fortsetzung zu schreiben.

Werden Sie diese Aufforderung beherzigen?

Maar Das weiß ich noch nicht. Vielleicht.

Es gibt ja in vielen Ihrer Bücher kleine serielle Elemente, die schon darauf hinweisen: Es wird vielleicht eine Fortsetzung geben. Beim „Sams“ gab es die Sams-Rückhol-Tropfen, beim „Galimat“ gibt es eine Pille, mit der man den Galimat zurückholen kann.

Maar Richtig, diese Türchen lasse ich mir immer offen. Es ist so schwierig, neu in eine Geschichte einzusteigen und zu erklären, woher er kommt. Also schreibe ich dann am Ende: „Ja, er lässt die Pille da, und wenn man die nimmst, dann kommt der Galimat wieder.“ (*lacht*). Damit gebe ich den Kindern die Hoffnung, dass der Galimat vielleicht zurückkommt, und auch die Möglichkeit, dass sie ihn in ihrer Fantasie wiederkommen lassen. Und ich selbst habe außerdem die Chance, eine Fortsetzung zu schreiben.

Wenn man sich die „Sams“-Reihe ansieht, dominiert das Sams eigentlich fast durchgehend die Handlung. Beim „Galimat“ ist das nicht so. Der Galimat taucht am Anfang auf, zwischendurch noch einmal gegen Ende, und dann kommt aber ein anderer Handlungsstrang, der galimatfrei fortgeführt wird.

Maar Ich merke mittlerweile, dass ich falsch angefangen habe. Wenn ich das Buch noch einmal schreiben dürfte, würde ich anders beginnen. So etwa ab Seite 30. Man müsste eigentlich viel mehr zuerst den Jim schildern und seine Notwendigkeit, einen Galimat zu haben, der ihm zur Seite steht. Der Galimat hat mich als Figur so fasziniert, dass ich mit ihr angefangen habe und jetzt beim Vorlesen merke ich immer wieder: „Ach, hätte ich doch mit dem Jim angefangen und dann den Galimat erst eingeführt.“ Das mache ich bei Lesungen aber jetzt so. Ich erzähle erst ganz viel von Jim und seiner Schwierigkeit in der Schule und dann, dass sich das alles ändert, als eines Abends der Galimat auf seinem Lexikon sitzt. Und dann erst lese ich aus dem Buch: „Eines Abends saß ein Galimat auf dem Lexikon von Jim.“

Mit Hilfe seines fotografischen Gedächtnisses will Jim, sobald er das Lexikon auswendig gelernt hat, bei einer Quiz-Show im Fernsehen die Millionen gewinnen. Das gelingt nicht, weil er dafür volljährig sein muss. Das Buch endet aber mit einer Art Tagtraum: Jim stellt sich vor, dass er 18 Jahre alt ist, Rebekka ist noch bei ihm, sie ist seine Freundin, und er sitzt in dieser Quiz-Show und gewinnt die Million. Der Wunsch nach Reichtum und Berühmtheit bleibt bestehen. Das ist bei Herrn Taschenbier anders. Einer seiner ersten Wünsche ist, ganz viel Geld zu besitzen. Das geht schief und danach wird klar, dass sein Glück nicht mehr vom Geld abhängig ist.

Maar Ja, ich glaube, da bin ich manchmal ein bisschen zu wenig reflektiert und denke wie ein Kind. Und wenn ich mir die Geschichte vorstelle, da denke ich, nachdem Jim so lange gelernt hat, möchten die Kinder doch, dass er am Ende dafür belohnt wird. Und deswegen sage ich, wenn er achtzehn Jahre alt ist, dann könnte er vielleicht dieses Quiz gewinnen und die Million teilen mit Onkel Hans-Gert und Tante Larissa. Schließlich haben sie ja ein Wunschlistenheft angelegt, wo sie jeden Tag reinschreiben, was sie mit dieser Million alles anfangen können.

Da taucht das prominente Thema des Wunsches wieder auf, das wir auch beim Sams haben. Hier ist es zum einen der Galimat, der durch die Pillen in gewisser Weise Wünsche erfüllen kann, zum anderen Jim, der mit seiner besonderen Fähigkeit die Wünsche seines Onkels und seiner Tante erfüllen soll.

Maar Erfüllen soll, ja, aber es nicht schafft.

Zum Glück. Emanzipiert sich Jim von seinem Onkel? Ich war immer ein bisschen wütend auf Onkel und Tante, dass sie ein Wunschheft führen, in dem schon festgehalten steht, wofür sie die Million ausgeben wollen, die ja eigentlich Jim zusteht.

Maar Ich wollte, dass die Kinder auch ein etwas distanzierteres Verhältnis zu diesem Onkel Hans-Gert kriegen, der ja auch nicht umsonst im Finanzamt arbeitet.

Hans-Gert ist bewusst als ambivalente Figur angelegt? Ich wusste beim Lesen nie so richtig, soll ich ihn sympathisch finden oder nicht?

Maar Ja, aber das ist doch ganz gut, wenn da so eine Ambivalenz entsteht und das nicht so ganz eindeutig einzuordnen ist, es nicht schwarz und weiß ist, sondern es auch Graustufen gibt. Der Onkel Hans-Gert hat auch seine guten Seiten und manchmal ist er widerwärtig.

Denken Sie grundsätzlich, man sollte Kindern mehr zutrauen, also etwa mit solchen Ambivalenzen umzugehen?

Maar Ja, ich denke schon.

Frau Jakob aus „Lippels Traum“ ist auch so eine Figur, bei der man zwischendurch das Gefühl hat, vielleicht freunden sie und Lippel sich doch noch an. Sie hat auch sympathische Seiten.